Martin Jehne

Caesars Alternative(n)

Das Ende der römischen Republik zwischen autonomem Prozeß und Betriebsunfall

Seit dem 4. Januar 49 v. Chr., als Cicero vor Rom eintraf, bemühte er sich noch einmal, den drohenden Bürgerkrieg zu verhindern. Tatsächlich gelang es ihm, eine Kompromißlinie auszuhandeln: Pompeius schien bereit zu sein, sich in seine spanischen Provinzen zu begeben, und Caesars Abgesandte akzeptierten die Reduzierung seines Machtsprengels auf die Provinz Illyricum und eine letzte Legion. Doch der Consul Lentulus und der jüngere Cato bestürmten Pompeius, sich nicht erneut von Caesar übervorteilen zu lassen, und so rückte Pompeius von dem Vorschlag ab. Die Verhandlungen waren gescheitert¹. Am 7. Januar erging das *senatus consultum ultimum* gegen Caesar², der offenbar sofort, nachdem er wohl am 10. Januar davon Nachricht erhielt, seine Truppen in Bewegung setzte und damit den Bürgerkrieg eröffnete³. Daß aber dieser Bürgerkrieg entscheidend zum Untergang der Republik beitrug, wird in der Forschung einhellig akzeptiert.

Vor einigen Jahren hat Ronald Ridley die Optionen kalkuliert, die Caesar noch hatte, nachdem er von dem *senatus consultum ultimum*, der Notstandserklärung des Senats, erfuhr. Caesar hätte in der Cisalpina verharren können – möglich, aber recht sinnlos; er hätte sich nach Gallia Transalpina zurückziehen und dort seine Gegner erwarten können – weder mutig noch ein Schritt zur Lösung des Problems; er hätte nach Spanien ziehen und die dort stationierte Armee des Pompeius attackieren können – nicht sehr vorteilhaft, hätte er doch das Kernland den Gegnern überlassen und letztlich wohl ein Problem vordringlich behandelt, das noch

¹ *Plut.* Caes. 31, 1f.; *Pomp.* 59, 5f.; vgl. *Cic. fam.* 6, 6, 5; dazu vor allem Kurt Raaflaub, *Dignitatis contentio. Studien zur Motivation und politischen Taktik im Bürgerkrieg zwischen Caesar und Pompeius* (München 1974) 66f.; s. auch Matthias Gelzer, *Caesar. Der Politiker und Staatsmann* (Wiesbaden 1960) 175.

² Vgl. Raaflaub (wie Anm. 1) 72–99.

³ Vgl. dazu Martin Jehne, *Über den Rubicon. Caesars Eröffnung des Bürgerkrieges am 10. Januar 49 v. Chr.*, in: Wolfgang Krieger (Hg.), *Und keine Schlacht bei Marathon. Große Ereignisse und Mythen der europäischen Geschichte* (Stuttgart 2005) 25–49; 325–336, bes. 25–29. Die genaue Datierung von Caesars Einmarsch war umstritten, ist aber jetzt mit guten Gründen auf den 10. Januar festgelegt, vgl. Alfred C. Müller, *Untersuchungen zu Caesars italischem Feldzug 49 v. Chr. Chronologie und Quellen* (München 1972) 7–11.

warten konnte; und er konnte nach Italien einmarschieren – zweifellos der attraktivste Zug für Caesar, „if we know anything about his personality“, und das müsse für seine Zeitgenossen auch vorhersehbar gewesen sein⁴. Bezeichnend ist, daß *Ridley* einen Weg gar nicht mehr in Erwägung zieht: daß Caesar einlenkte, daß er den Senat in einem höflichen Schreiben informierte, er wolle jetzt ein braver Proconsul sein und seinem Nachfolger Heer und Provinzen übergeben, und daß er dann nach Rom zurückkehrte, um sich um das Consulat persönlich zu bewerben. Offenbar ist für *Ridley* der Bürgerkrieg an diesem Punkt unvermeidbar, und die meisten seiner Kolleginnen und Kollegen werden wohl zustimmen. Bis zum 6. Januar war also noch eine Lösung in Sicht, und danach blieb nur noch der Krieg? Und wenn sich Pompeius nicht von Cato und Lentulus Crus hätte umstimmen lassen, wäre dann die Republik noch lange erhalten geblieben?

Der kontingente Charakter des Bürgerkriegsausbruchs ist unübersehbar, und bis kurz zuvor wurden verschiedene Möglichkeiten sehr ernsthaft durchgespielt und ventiliert, wie wir Ciceros Briefcorpus noch entnehmen können⁵. Und daß die Konsequenzen des Bürgerkriegs für die Republik verheerend waren, ist ganz unbestreitbar. Von daher ist es eigentlich naheliegend, die Chancen zur Vermeidung des Bürgerkriegs zu betonen und den Zwangscharakter des Niedergangs in Frage zu stellen. Um so verwunderlicher ist es, daß dies kaum geschehen ist, bevor *Erich Gruen* sein berühmtes Buch „The Last Generation of the Roman Republic“ publizierte. Für seine Einschätzung, nicht der Niedergang der Republik habe den Bürgerkrieg herbeigeführt, sondern der Bürgerkrieg den Niedergang der Republik⁶, hat *Gruen* seither einige Unterstützung erhalten⁷, aber nach wie vor ist diese Auffassung eher eine Mindermeinung. Statt dessen dominieren die Niedergangsszenarien in unterschiedlichen Ausprägungen. Um nun hier weiter zu kommen, muß man sich fragen, welche Kategorien denn eigentlich zur Beschreibung und Erklärung des Endes der Republik zur Verfügung stehen und wie deren Potentiale einzuschätzen sind. Vielleicht gelingt es dabei, etwas mehr Klarheit über die geschichtstheoretischen Voraussetzungen und Konsequenzen verschiedener Ansätze zu gewinnen.

⁴ *Ronald T. Ridley*, *Attacking the World with Five Cohorts: Caesar in January 49*, in: *AncSoc* 34 (2004) 127–152, hier 152. Man kann darüber streiten, wie weit wir etwas über Caesars Persönlichkeit wissen.

⁵ Vgl. vor allem *Helga Botermann*, *Denkmodelle am Vorabend des Bürgerkrieges (Cic. Att. 7, 9). Handlungsspielraum oder unausweichliche Notwendigkeit?*, in: *Historia* 38 (1989) 410–430.

⁶ Vgl. *Erich S. Gruen*, *The Last Generation of the Roman Republic* (Berkeley etc. 1974), vor allem 504: „Civil war caused the fall of the Republic – not vice versa.“

⁷ *Klaus M. Girardet*, *Politische Verantwortung im Ernstfall. Cicero, die Diktatur und der Diktator Caesar*, in: *Christian Mueller-Goldingen, Kurt Sier* (Hgg.), *LENAIKA. Festschrift für Carl Werner Müller zum 65. Geburtstag am 28. Januar 1996* (Stuttgart etc. 1996) 217–251 (= *Klaus M. Girardet*, *Rom auf dem Weg von der Republik zum Prinzipat* [Bonn 2007] 199–234); *Karl-Wilhelm Welwei*, *Caesars Diktatur, der Prinzipat des Augustus und die Fiktion der historischen Notwendigkeit* (1996), in: *ders.*, *Res Publica und Imperium. Kleine Schriften zur römischen Geschichte* (Stuttgart 2004) 196–216.

Die Feststellung, daß der Bürgerkriegsausbruch am 10. Januar 49 v. Chr. keine Notwendigkeit darstellte, ist eigentlich eine Trivialität. Damit soll nicht gesagt werden, daß diese Feststellung auch überflüssig ist, denn das begreifliche Bedürfnis nach Rekonstruktion langfristiger Entwicklungsketten läßt diese einfache Tatsache manchmal etwas aus dem Blick geraten. Die Eröffnung des Bürgerkriegs durch Caesar ist ein dramatisches Ereignis, und Ereignisse, hier sehr schlicht definiert als außeralltägliche, zeitlich und örtlich fixierbare Vorkommnisse von relativ kurzer Dauer und hoher, aktuell empfundener Relevanz⁸, haben immer auch etwas Zufälliges. Wenn sich die Boten, die Caesar über das *senatus consultum ultimum* informierten und über die Flucht der beiden Volkstribunen, die bisher Entscheidungen gegen Caesar verhindert hatten, wenn sich also diese Boten auf dem Weg nach Ravenna verirrt hätten und erst einen Tag später eingetroffen wären, hätte es am 10. Januar keinen Bürgerkriegsausbruch gegeben. Dann wäre Caesar aber doch wohl am 11. Januar einmarschiert, und für die weiteren Ereignisketten hätte das wohl keinen Unterschied bedeutet, die Republik wäre trotzdem untergegangen. Wie man an diesem Beispiel sieht, gibt es keine Ereignisse ohne Zufallskomponente, aber das kann natürlich nicht der Punkt sein. Die Frage, die sich hinter der Dichotomie von unvermeidlichem Niedergang und unglücklicher Verkettung von Umständen auftut, ist die nach der Zeitspanne, die die römische Republik noch bestehen konnte. In der Antike war es eine verbreitete Vorstellung, daß alles, was geworden war, auch einmal vergehen mußte, und das bezog man auch auf politische Ordnungen⁹. Selbst wenn man mittlerweile von der Angemessenheit organologischer Metaphern für politische Entwicklungen nicht mehr überzeugt ist, so kann man doch die historische Erfahrung ins Feld führen, daß bisher jedenfalls kein politisches System ewig währte, wobei man noch darüber streiten kann, was denn eigentlich das Ende eines Systems ausmacht und was nur eine etwas turbulentere Umgestaltung ist. Wenn man aber akzeptiert, daß eine Ordnungsform normalerweise irgendwann einmal durch eine andere ersetzt wird, und wenn man andererseits damit rechnet, daß das Ende durch Ereignisse realisiert wird, die stets in Teilen kontingent und nie in Art, Ort und Zeitpunkt zwangsläufig sind, dann kann eine Niedergangsdiagnose überhaupt nur mit einem Zeitfenster kombiniert werden. Konkret heißt das, daß man z. B. behaupten muß, die Republik habe nach Sullas Reformen, sagen wir ab dem Jahre 80 v. Chr., vielleicht noch höchstens 70 Jahre existieren können, aber keine 120.

So konkret legt sich – soweit ich weiß – niemand fest, und das mit gutem Grund. Jede Zahlenangabe setzt den Autor sofort dem berechtigten Vorwurf der Unseriosität aus: Warum 70 und nicht 72 Jahre? Es gibt keinen Weg, genaue Zahlenangaben

⁸ Vgl. *Jehne* (wie Anm. 3) 27f.; s. auch *Christian Meier*, Fragen und Thesen zu einer Theorie historischer Prozesse, in: *Karl-Georg Faber, Christian Meier* (Hgg.), *Historische Prozesse* (München 1978) 47f.

⁹ Vgl. z. B. *Polyb.* 6, 51, 4f.; *Thuk.* 2, 64, 3. Siehe *Frank W. Walbank*, *The Idea of Decline in Polybius*, in: *Reinhard Koselleck, Paul Widmer* (Hgg.), *Niedergang. Studien zu einem geschichtlichen Thema* (Stuttgart 1980) 41–58; *Jacqueline de Romilly*, *The Rise and Fall of States According to Greek Authors* (Ann Arbor 1977) 5–19.

bei solchen Prognosen zu begründen. Andererseits wird eine Niedergangsdiagnose ohne Zeitfenster ja trivial, wenn man von der wahrscheinlichen Vergänglichkeit menschlicher Ordnungsarrangements ausgeht. Die Feststellung, daß ein politisches System auf sein Ende zutreibt, ist dann völlig inhaltsleer, mit der Behauptung des Niedergangs ist höchstens die Aussage verbunden, daß die Aufstiegsphase vorbei ist.

Bekanntlich erlebte die Ordnungsform der römischen Republik in den letzten Jahrzehnten ihrer Existenz erhebliche Erschütterungen. Caesars Bürgerkrieg war nicht der erste, schon in den 80er Jahren hatte es brutale Auseinandersetzungen gegeben mit zahllosen Opfern, die Zusammensetzung der Oberschicht und die Besitzverteilungen in Italien waren durch Proscriptionen, Konfiskationen und neue Landzuteilungen verändert worden, in Rom selbst hatten politische Konflikte des öfteren zu Gewalttätigkeiten mit Todesfolge geführt, der Senat war als Zentrum der Entscheidungsbildung nicht nur manchmal überspielt, sondern auch schlichtweg ignoriert worden, die traditionellen Obstruktionsmittel waren geschwächt, und vieles mehr. All dies sind bekannte und im wesentlichen unstrittige Tatsachen. Doch *Erich Gruen* hatte ja seine Einschätzung des Entwicklungsgangs nicht auf die Vorstellung gegründet, daß die republikanische Ordnung nicht erheblich strapaziert wurde, sondern ihm hatten, wie er im Vorwort zur Taschenbuchausgabe seines Buches sehr deutlich macht, Zeiterfahrungen mit den Studentenunruhen der späten 60er und frühen 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts ein gewisses Erstaunen abgenötigt, als wie belastbar und letztlich unerschütterlich sich Institutionen und Ordnungsformen in massiven und teilweise gewalthaltigen Unruhen erweisen können¹⁰. Daraus gewann er Anregungen für die Beurteilung der späten Republik, und wer also heute behauptet, sie sei zum Untergang in absehbarer Zeit verdammt gewesen, kann nicht einfach auf einige offenkundige Probleme und Friktionen verweisen, sondern muß belegen, daß diese Schwierigkeiten letal sein mußten.

Zur Beschreibung und begrifflichen Präzisierung der Problemlage scheint mir die Theorie der historischen Prozesse von Nutzen zu sein, deren Grundkategorien ich kurz rekapitulieren will¹¹. Unter einem historischen Prozeß versteht man einen breiten Entwicklungsstrom, der in eine Richtung verläuft und ein gewisses Tempo besitzt. In den Prozeß gehen Handlungen von Individuen und Gruppen als Impulse ein mit mehr oder weniger starkem Einfluß auf Richtung und Tempo. Man unterscheidet bei den Handlungsfolgen zwischen Haupt- und Nebenwirkungen. Die Hauptwirkungen sind die Konsequenzen, die in Richtung der Absichten der Akteure verlaufen, die Nebenwirkungen sind die nicht-intendierten Folgen. Selbstverständlich können die Nebenwirkungen sehr viel intensiver sein als die Hauptwirkungen. Eine weitere Differenzierung ist hinsichtlich der Reichweite der Handlungsfolgen vorzunehmen. Es kann eine Aktion kurzfristig sehr große Folgen haben, die aber schnell verpuffen, und – im anderen Extrem – können die unmittelbaren Konsequenzen einer Handlung kaum wahrnehmbar sein, während sich

¹⁰ Vgl. *Gruen* (wie Anm. 6), Introduction to the Paperback Edition (Berkeley etc. 1995) vii; xx.

¹¹ Vgl. dazu vor allem *Meier* (wie Anm. 8) 11–66.

langfristig dadurch die Welt verändert. Ereignisse sind zweifellos Handlungsbalancen von hoher unmittelbarer Wirkung, doch aus der Historikerperspektive erwartet man darüber hinaus auch erhebliche langfristige Wirkungen, um einem Geschehen von kurzer Dauer den Status eines historisch bedeutsamen Ereignisses zuzugestehen.

Die Richtung eines historischen Prozesses muß nicht immer erkennbar sein für die Miterlebenden, sie manifestiert sich erst vom Ergebnis her eindeutig. Insofern ist der historische Prozeß eine typische Historikerkategorie, da man die Richtung erheblich klarer sieht, wenn man das Ende kennt. Das wird noch massiver, wenn ein autonomer Prozeß identifiziert wird¹², also ein Prozeß, der sich von den Impulsen in bezug auf die Richtung verselbständigt hat. Gleichgültig welche Handlungen die Akteure vornehmen, der autonome Prozeß bewegt sich weiter in die Richtung, in die er eingerastet ist.

Wenn man also einen unvermeidlichen Niedergang der römischen Republik konstatiert, ist das in den Kategorien der Prozeßtheorie die Diagnose eines autonomen Prozesses, der unbeirrbar auf das Ende der Ordnungsform und die Etablierung einer anderen zuläuft¹³. In der „Krise ohne Alternative“, mit der *Christian Meier* die Entwicklungsformen der späten Republik auf den Begriff bringt, steckt der autonome Prozeß, und gerade dies hat ihm den Vorwurf des Determinismus eingetragen. *Ernst Badian* hat in seiner tiefgreifenden Auseinandersetzung mit *Meiers* Caesarbuch diese grundsätzliche Kritik angemeldet. Er zitiert *Meiers* Resümee bezüglich der Handlungsweisen vor allem Caesars, aber auch der anderen Protagonisten, das folgendermaßen lautet: „Es lagen gleichsam die verschiedenen Rollen bereit, und wenn sie gespielt wurden, so war das nicht nur eine Frage persönlicher Schuld, sondern zugleich eine Wahrnehmung der damaligen Struktur.“¹⁴ *Badian* sieht damit den Menschen von seiner Verantwortung dispensiert und verdeutlicht dies durch einen ernüchternden Vergleich: „If Hitler had not existed, did his part ‚lie ready‘, to be played by someone else? ... Was it ‚nicht nur‘ his fault, and that of his associates, that several million innocent people were exterminated? Was it (in fact) a fulfilment of our ‚structure‘ ... – would it in any case inevitably have happened? And does it therefore follow that those who *appear* to be responsible do not in fact deserve much blame?“¹⁵ Daß *Meier* natürlich nur eine spezifische Gesellschaft analysiert, sei kein Argument gegen die Zulässigkeit eines solchen Vergleiches. „Since one of his [sc. *Meiers*] principal, and often repeated, points is that contemporaries did not know that they were locked into a mechanism that made them helpless, it is just as likely that we ourselves are in the same position, and equally ignorant; and if M. cannot see it, someone else, a millennium or two hence, will argue precisely along the lines I have sketched.“¹⁶ Es sei leicht, so zu

¹² Dazu *Meier* (wie Anm. 8) 28–56.

¹³ So auch konsequent *Meier* (wie Anm. 8) 34–42.

¹⁴ *Christian Meier*, *Caesar* (Berlin 1982) 421.

¹⁵ *Ernst Badian*, *Rez. Meier*, *Caesar*, in: *Gnomon* 62 (1990) 22–39, hier 38.

¹⁶ *Badian* (wie Anm. 15) 38.

schreiben, denn: „determinism, strictly speaking, cannot be disproved“¹⁷. Doch liege die Beweislast für eine deterministische Sicht bei denen, die Unausweichlichkeit behaupten. Seine Grundhaltung faßt *Badian* so zusammen: „We must continue to insist how improbable it is to be told that we are helpless, and that we should abdicate action and judgement. Perhaps M.'s premiss is right. Perhaps Hitler is not to be really blamed: he was merely ‚in eine Konstellation eingespannt‘ and was not ‚Herr des Geschehens‘. Perhaps our *res publica* is a mechanism running down, and we cannot save it, even though we do not know our impotence. But acting as if this were so will *certainly* not save it, so we might as well act as if we could.“¹⁸ Am Ende resümiert *Badian* das Schicksal der römischen *res publica*: „Nothing lasts forever. All we can say is that, if some of those mistakes had not been made, and if the luck of the game had been different, the *res publica* would have been saved at that time, and quite possibly for a long time. We might have had scholars telling us today that the structure of the *res publica*, or mere fate, made it impossible for monarchy to be installed at Rome, however hard men like Caesar, who with all their genius did not see this, tried to do so.“¹⁹

Dieses sympathische und nachdenklich stimmende Plädoyer macht auf zwei Gefahren bei der Beurteilung langfristiger Entwicklungen aufmerksam: die Determinismusfalle als Folge der Gewißheit des Ergebnisses für den Historiker und die Entlastung der Individuen von der Verantwortung für die Konsequenzen ihres Handelns. Das Verantwortungsproblem läßt sich mit Hilfe der Kategorie des historischen Prozesses entschärfen: Selbst wenn man glaubt, einen autonomen Prozeß identifizieren zu müssen, wenn man also – um auf unseren Fall zurückzukommen – meint, Handlungen der Akteure hätten den Untergang der Republik nicht verhindern können, so hat man damit ja nur die Entwicklungsrichtung für unbeeinflussbar erklärt, nicht aber das Entwicklungstempo. Einmal abgesehen davon, ob eine Verantwortungsethik nicht so zu entwickeln wäre, daß man das sittlich Gute zu tun hat, auch wenn dieses Tun aussichtslos ist, so ist es jedenfalls alles andere als irrelevant, wenn man auf das Tempo eines Prozesses einwirkt. Man kann sich das am besten an einem alltäglichen Beispiel vergegenwärtigen. Jeder Mensch geht vom Beginn seines Lebens an dem Tod entgegen. Insofern befinden wir uns alle als Individuen in unserem ureigenen autonomen Prozeß, dessen Entwicklungsrichtung und Endpunkt feststehen. Aber wir sind mit unterschiedlicher Intensität immer wieder damit beschäftigt, auf das Tempo dieses autonomen Prozesses retardierend einzuwirken, und die meisten von uns werden bestätigen, daß das Tempo nicht deshalb unwichtig ist, weil die Richtung unabänderlich ist. Das heißt aber, daß erst dann, wenn sowohl Richtung als auch Tempo des Prozesses unbeeinflussbar sind, die Verantwortung der Akteure fraglich wird und sich nur noch die Schuldfrage für die Autonomisierung des Prozesses stellen läßt. Während man sich vom Dach der Kaulbachvilla, der eindrucksvollen Heimstatt des „Histori-

¹⁷ *Badian* (wie Anm. 15) 38f.

¹⁸ *Badian* (wie Anm. 15) 39.

¹⁹ *Badian* (wie Anm. 15) 39.

schen Kollegs“ in München, im freien Fall nach unten befindet, sind Richtung und Tempo des Prozesses durch Handeln nicht mehr zu beeinflussen, also trägt in diesen Sekunden niemand mehr Verantwortung, doch läßt sich durchaus die Frage stellen, wie es dazu gekommen ist und wem die Verantwortung für die Vorgänge im Vorfeld zuzuweisen ist.

Ein solcher doppelt autonomer Prozeß, in dem nicht nur die Richtung, sondern auch das Tempo unabänderlich feststehen, ist aber für komplexere soziale Entwicklungen undenkbar. Wie wir schon am Anfang gesehen haben, sind verlaufsrelevante Einwirkungen auf historische Prozesse ereignishaltig und daher immer auch in Teilen kontingent. Daß Caesars Marsch über den Rubicon auch einen Tag später hätte stattfinden können, liegt klar auf der Hand, doch muß man natürlich zugestehen, daß die Auswirkungen dieser Verzögerung auf das Entwicklungstempo unbedeutend sind. Doch wenn es gelungen wäre, den Ausbruch des Bürgerkriegs Anfang 49 noch zu vermeiden, dann wären die Folgen für das Tempo wohl durchaus wesentlich gewesen, ohne daß damit die Frage entschieden wäre, ob sich die Richtung geändert hätte. Jedenfalls ist der doppelt autonome Prozeß, der einen Caesar – oder in *Badians* Beispiel: einen Hitler – aus seiner Verantwortung entlassen würde, nicht vorstellbar.

Eng mit der Verantwortungsproblematik verbunden und geradezu omnipräsent ist die Determinismusfalle. Da wir als Historiker das Ergebnis langfristiger Entwicklungen kennen und damit wissen, welche Trends bzw. auch welche Akteure sich durchgesetzt haben, sind wir stets in der Versuchung, in den vorangehenden Prozessen nach den Anzeichen des Endes zu fahnden und dann das Ergebnis für unvermeidbar zu halten. Dies ist zum einen schlecht für unser Geschäft: Ein beachtlicher Teil unserer Anstrengungen gilt der Aufklärung und genaueren Erforschung von Einzelheiten und kleineren Geschehenszusammenhängen; wenn aber unser Urteil über Verlauf und Endergebnis historischer Prozesse gänzlich unabhängig ist von solchen Präzisionsgewinnen, dann fehlt es diesen Aktivitäten an Relevanz, und unsere Schwierigkeiten vermehren sich, sie vor der Gesellschaft zu rechtfertigen. Aber auch jenseits solcher Zunftinteressen ist Determinismus verschrien, weil er leicht als eine Perspektive mißverstanden wird, in der die Aktivitäten der Menschen entweder völlig unerheblich sind oder nur noch die Aktionen als bedeutsam hervorgehoben werden, die in der Linie des Ergebnisses liegen. Doch mit meinen obigen Überlegungen habe ich ja schon klar zu machen versucht, daß dieses Problem sich so nicht stellt. Der vom Ergebnis ausgehende Sog zum Determinismus führt selbst dann, wenn man an ein Niedergangsszenario glaubt, nicht in die Irrelevanz aller menschlichen Aktivitäten – und ihrer Erforschung durch Historiker – hinein, solange man nicht einen doppelt autonomen Prozeß annimmt, und der ist, so glaube ich, in den Entwicklungen menschlicher Gesellschaften unmöglich. An dieser Stelle sollte ich vielleicht der Deutlichkeit halber hinzufügen, daß man selbstverständlich auch dann, wenn man mit *Badian* glaubt, daß nichts ewig dauert, damit nur eine Autonomisierung der Entwicklungsrichtung von etwas Entstandenem auf sein Ende hin postuliert, nicht aber annimmt, daß es entstehen mußte. Bezogen auf unser Beispiel heißt das: Wenn

man akzeptiert, daß die Republik irgendwann einmal untergehen mußte, impliziert das nicht, daß dann die Monarchie kommen mußte.

Mit der Theorie der historischen Prozesse lassen sich also einige Probleme, die man bei der Beurteilung des Untergangs der römischen Republik ausgemacht hat, beheben oder wenigstens mildern, doch scheint man damit in eine Begrifflichkeit ohne Trennschärfe hineinzurutschen. Wenn man die ebenso banale wie einleuchtende Vermutung, daß alles, was ist, einmal vergehen wird, zu teilen bereit ist, dann scheint das nicht nur für die Befürworter des unaufhaltsamen Niedergangs der Republik zu bedeuten, daß die Richtung des Prozesses feststeht, sondern auch für die Vertreter der langen Lebensfähigkeit dieser Ordnungsform: Lang heißt ja nicht ewig, das Ende wird einmal kommen, also steht die Richtung fest, also ist alles das gleiche. Auf der anderen Seite haben wir ja schon festgestellt, daß hinsichtlich des Tempos ohnehin keine Autonomisierung von den Handlungsimpulsen der Akteure möglich ist, so daß die beiden Interpretationslinien hier zusammenzufallen scheinen. Nun liegt es auf der Hand, daß die wesentliche und folgenreiche Differenz zwischen den beiden Lagern in der Annahme über die Zeit bis zum Untergang liegt. Wie kommen wir aber dahin, diese Differenz begrifflich zu fassen und eine Position zu begründen?

Christian Meier hat hier mit der Krise und speziell mit der Krise ohne Alternative gearbeitet²⁰, und das ist meiner Auffassung nach weiterhin der beste Vorschlag²¹. Eine Krise ist ja eine Lage voller Schwierigkeiten, die durch ein paar naheliegende Reformschritte nicht einfach behoben werden können, und in der die Entwicklung auf eine Entscheidungssituation zutreibt, in der Untergang und grundlegend veränderter Neubeginn ebenso wie Restabilisierung oder Reformierung Möglichkeiten darstellen. Mit dem Zusatz „ohne Alternative“ hebt *Meier* hervor, daß die Zeitgenossen zu ihrer politischen Ordnung insgesamt und auch zu deren wesentlichen Kernelementen, deren Ungenügen sie verzweifelt diagnostizierten, keine Alternative sahen, was nach *Meier* eine ungewöhnliche Form der

²⁰ Vgl. zum Begriff vor allem *Christian Meier*, *Res publica amissa*. Eine Studie zu Verfassung und Geschichte der späten römischen Republik (Frankfurt 1980) XLIII–LIII; 149f.; 201–205; 305f.

²¹ Einen ähnlichen Weg beschreitet *Neville Morley*, *Decadence as a Theory of History*, in: *New Literary History* 35 (2005) 573–585 mit dem Begriff „decline“ in Absetzung von „decay“, denn bei „decline“ sei die Umkehrbarkeit des Prozesses gegeben, bei „decay“ dagegen nicht, vgl. 577: „They [sc. die Historiker] also generally resist notions of determinism; it is probably relevant that, if one considers the implications of the metaphors, decline is being capable of being reversed whereas the process of decay may at best be slowed or halted.“ Der Artikel ist aber vordringlich der Dekadenz als Zwischenstadium gewidmet, vgl. 574: „Decadence does not necessarily mark the last stage before a cycle repeats itself; it may instead be seen as the penultimate stage before a range of possible endings, or even as a beginning. It marks the moment when the future begins to come within reach, the point where the present weakens enough to make an alternative conceivable – although of course there is little agreement among writers as to what will, or should, take its place.“ Dies ist eine interessante Differenzierungsmöglichkeit, wobei der Verwendung des Begriffs Dekadenz in diesem Sinne – wie *Morley* durchaus darlegt – seine Negativgeschichte, die zur Alltagskonnotation geworden ist, im Wege steht.

Krise war²². Doch auch wenn die Ratlosigkeit der Römer der späten Republik eine Besonderheit darstellt, so steht hinter der Alternativlosigkeit nach *Meiers* Ansicht nicht nur ein Wahrnehmungsdefizit, sondern eine tatsächliche Optionslosigkeit: Die römische Republik hatte sich als Makroinstitution durch jahrhundertelangen Erfolg in einer Weise mit der Existenz der Römer verschmolzen, daß keine Alternative denkbar war, gleichzeitig hatte sie sich aber von der Erfüllung der anfallenden Aufgaben so sehr entfernt, daß ihre Wiederbefestigung nicht möglich war²³. Alles trieb also auf die Monarchie zu, aber nicht einmal diejenigen, die diese Monarchie beförderten – wie vor allem Caesar –, strebten diese bewußt an²⁴.

Der Reiz des Krisenbegriffs liegt darin, daß er grundsätzlich die Restabilisierung zuläßt, und damit kommen wir zu einer notwendigen Erweiterung des historischen Prozesses in der Richtungsdimension. Die Autonomie der Entwicklungsrichtung, die sich aus dem Grundaxiom ergibt, daß nichts ewig ist, ist völlig banal und unergiebig. Interessant ist vielmehr, daß Entwicklungen in einer Richtung auf und ab gehen können, d. h. nach einer Niedergangsphase kann es auch wieder aufwärts gehen und umgekehrt. Erst wenn man den unaufhaltsamen Niedergang zum Ende hin glaubt konstatieren zu müssen, ist dies also ein im eigentlichen Sinne autonomer Prozeß. Übertragen auf meinen Vergleich mit dem menschlichen Leben hieße das: Erst wenn man todkrank darniederliegt, so daß es keine Genesung mehr geben kann, ist man in den eigentlichen autonomen Prozeß eingetreten – oder wenn man vom Dach der Kaulbachvilla abgesprungen ist.

Meiers Krise ohne Alternative ist also in letzter Konsequenz ein Niedergangsszenario: Für ihn ist eine Restabilisierung der Republik keine Möglichkeit mehr. Dagegen glauben *Gruen* und andere, daß die größeren und kleineren Krisen, die in der späten Republik zweifellos auftraten, hätten gelöst bzw. überstanden werden

²² Vgl. *Rolf Rilinger*, Die Interpretation des Niedergangs der römischen Republik durch „Revolution“ und „Krise ohne Alternative“, in: *AKG* 64 (1982) 279–306, vor allem 288–292; s. auch *Martin Jehne*, Methods, Models, and Historiography, in: *Nathan Rosenstein, Robert Morstein-Marx* (Hgg.), *A Companion to the Roman Republic* (Oxford 2006) 8f.

²³ Vgl. *Meier* (wie Anm. 20) LIII–LVI; s. auch *Andrew Wallace-Hadrill*, *Mutatio morum*: the idea of a cultural revolution, in: *Thomas Habinek, Alessandro Schiesaro* (Hgg.), *The Roman Cultural Revolution* (Cambridge 1997) 3–22, der den Niedergang faßt als „collapse of the cultural structures by which authority had been defined in Roman society“ (22).

²⁴ *Meier* (wie Anm. 14) 273; 431f.; 437; 531–533; 555f.; 573 (vgl. auch *dens.*, *Caesars Bürgerkrieg*, in: *ders.*, *Entstehung des Begriffs ‚Demokratie‘. Vier Prolegomena zu einer historischen Theorie* [Frankfurt 1970] 101; 132; 136–142; *dens.*, *Die Ohnmacht des allmächtigen Dictators Caesar*, in: *ders.*, *Die Ohnmacht des allmächtigen Dictators Caesar. Drei biographische Skizzen* [Frankfurt 1980] 77f.; 87–90) legt überzeugend dar, daß es keine klareren Indizien dafür gibt, daß Caesar bewußt nach der Monarchie gestrebt hätte. Etwas anders noch *ders.* (wie Anm. 8) 34, wo er zum Niedergang der Republik festhält: „Das besonders Eigenartige dieses Vorgangs [sc. des Niedergangs der Republik] besteht darin, daß von den treibenden Kräften – mit der möglichen (!) Ausnahme Caesars – keine den Untergang der überkommenen Form des Gemeinwesens wollte, den sie allesamt bewirkten.“ Der Untergang bedeutet nicht zwangsläufig das eigene Streben nach Alleinherrschaft, aber tendenziell ist bei *Meier* die Einschätzung, Caesar könnte das Ende der Republik angestrebt haben, zurückgetreten, was nicht heißt, daß Caesar dieses Ergebnis nicht in Kauf genommen hat bei der Verfolgung eigener Interessen.

können: Vor dem Bürgerkrieg hätte man sich einigen können, die Existenz der großen Machthaber hätte man verkraften können, die Handlungsfähigkeit des Senats hätte man durch Reformen verbessern können²⁵, die Instrumentalisierung der römischen Soldaten durch einzelne Kommandeure hätte man abschwächen oder verhindern können.

Alle Überlegungen über solche Alternativmöglichkeiten sind darauf angewiesen, eine Abschätzung der Handlungsspielräume vorzunehmen. Strukturen begrenzen Handlungsräume, eröffnen sie aber auch erst und werden durch deren unterschiedliche Nutzung selbst dem Wandel unterworfen. Diese verschiedenen Möglichkeiten des Handelns, die zum tatsächlichen, das der Historiker ermitteln kann, hinzutreten, faßt *Uwe Walter* als Kontingenz, die folglich eng mit der Struktur verwoben ist. Kontingenz in diesem Sinne fällt nicht mit Zufall zusammen, unter dem *Uwe Walter* vielmehr das Aufeinandertreffen verschiedener kausaler Wirkungszusammenhänge in einem bestimmten Punkt versteht²⁶. Bezogen auf die Entstehung der Monarchie ergibt sich eine doppelte Untersuchungsperspektive: Wie lange waren die Spielräume des Handelns noch so weit offen, daß den Akteuren ganz andere Handlungen wirklich möglich waren, und wie lange war die Entwicklung noch so weit offen, daß die anderen Handlungen lang- oder wenigstens mittelfristig den Untergang der Republik verhindert hätten?

Nicht alle Handlungen, die theoretisch möglich sind, sind für Akteure in einer realen Situation eine wirkliche Alternative. Um Alternativen zu konkretisieren, muß man eine situative Präferenzanalyse anstellen, die ihrer Natur nach immer kontrafaktische Spekulationen enthält und daher extrem kritikanfällig ist. Als Pompeius Anfang Januar kurz davor war, noch auf einen Kompromiß einzugehen und sich in seine Provinzen nach Spanien zu begeben, scheint die Deutung der harten Anticaesarianer, damit lasse sich Pompeius erneut von Caesar ausmanövrieren, den Ausschlag gegeben zu haben für die Ablehnung dieses Vorschlags²⁷. Der Abgang nach Spanien war eine Möglichkeit, aber das Gefühl für das eigene Recht und die eigene Bedeutung und die Angst vor einem Prestigeverlust, konkret die Befürchtung, von angesehenen Senatoren für ein Weichei gehalten zu werden, so-

²⁵ Vor allem die Reformvorschläge Ciceros und Sallusts sind des öfteren als durchaus zukunfts-trächtig angesehen worden, was der Auffassung Rückhalt verschafft, daß die Krise der Republik nicht so unüberwindbar war wie von *Meier* und anderen angenommen; vgl. *Gustav Adolf Lehmann*, Politische Reformvorschläge in der Krise der späten römischen Republik. Cicero De legibus III und Sallusts Sendschreiben an Caesar (Meisenheim a.Glan 1980); *Klaus M. Girardet*, Die Ordnung der Welt. Ein Beitrag zur philosophischen und politischen Interpretation von Ciceros Schrift De legibus (Wiesbaden 1983); *Inga Meyer*, Von der Vision zur Reform. Der Staat der Gesetze: Ciceros Programm einer Neuordnung der Römischen Republik, 56–51 v. Chr. (München 2006); demnächst auch *Iris Samotta*, Das Vorbild der Vergangenheit. Geschichtsbild und Reformvorschläge bei Cicero und Sallust (Stuttgart, im Druck). Zu den Grenzen der Realisierungschancen ciceronischer Konzepte vgl. z.B. *Martin Jehne*, Krisenwahrnehmung und Vorschläge zur Krisenüberwindung bei Cicero, in: *Silvie Franchet d'Espèrey, Valérie Fromentin, Sophie Gotteland, Jean-Michel Roddaz* (Hgg.), *Fondements et crises du pouvoir* (Bordeaux 2003) 379–396.

²⁶ Vgl. den Beitrag von *Uwe Walter* in diesem Band.

²⁷ S.o. Anm. 1.

wie auch das Mißtrauen gegen Caesar machten die tatsächliche Handlung des Pompeius sehr viel wahrscheinlicher. Man sollte daher die Zurückweisung dieses Kompromisses durch Pompeius nicht als zufällig ansehen, weil sie die größte situative Wahrscheinlichkeit besaß²⁸, aber sie war auch nicht zwingend notwendig, da nicht nur theoretisch, sondern durchaus von der Optionenpalette der konkreten historischen Struktur und Situation her prinzipiell ein anderes Verhalten möglich war.

Viel bemerkenswerter als dieser Präferenzhorizont des Pompeius war aber die Bereitschaft einer Gruppe von Senatoren, für ihre harte Haltung gegen Caesar einen Bürgerkrieg in Kauf zu nehmen. Wie kam es dazu, daß sich der jüngere Cato²⁹, M. Claudius Marcellus, L. Cornelius Lentulus Crus und noch einige weitere Senatoren³⁰ so kompromißlos darauf versteiften, Caesars Rückkehr nach Rom als Privatmann erzwingen zu wollen? Nun beanspruchte Caesar zweifellos Sonderrechte: Er hatte eine ganz überdimensional lange Amtszeit als Statthalter aufzuweisen und hintertrieb dennoch seine Ablösung, und er wollte ein Privileg in Anspruch nehmen, sich in Abwesenheit und im Besitz seines Provinzkommandos um das Consulat zu bewerben³¹. Gegen diese Zumutungen darauf zu bestehen, daß für Caesar dieselben Regeln gelten sollten wie für andere, war zunächst einmal eine durchaus naheliegende Position für die Senatoren, die nicht zu den Freunden des

²⁸ Ende Dezember 50 war Pompeius schon so weit, daß er ein zweites Consulat Caesars für den Untergang der Republik hielt, vgl. *Cic. Att.* 7, 8, 4; s. auch 7, 9, 3.

²⁹ Vgl. Kurt A. Raaflaub, Caesar the Liberator? Factional politics, civil war, and ideology, in: Francis Cairns, Elaine Fantham (Hgg.), Caesar against Liberty? Perspectives on his Autocracy (Cambridge 2003) 40–46, der Cato für einen der Hauptverantwortlichen am Ausbruch des Bürgerkrieges hält. Ganz anders sieht ihn Helga Botermann, Cato und die sogenannte Schwertübergabe im Dezember 50 v. Christus. Ein übersehenes Zeugnis für die Vorgeschichte des Bürgerkrieges (*Sen. ep. mor.* 14, 12f.; 95, 69f.; 104, 29–33), in: *Hermes* 117 (1989) 62–85, die aus Passagen bei Seneca herausliest, daß sich Cato in den letzten Wochen des Jahres 50 gegen den Bürgerkrieg gestemmt hat und dazu einen vermittelnden Kurs steuerte. Tatsächlich ist Cato für die Auseinandersetzungen am Ende des Jahres 50 nicht als bedingungsloser Caesargegner bezeugt, aber die Haltung Catos in den letzten Verhandlungen vom 4.–6. Januar 49 (s.o. Anm. 1), die man nicht deshalb, weil sie im wesentlichen erst bei Plutarch überliefert sind, beiseite schieben kann, berücksichtigt Botermann nicht.

³⁰ Zum harten Kern der Caesargegner sind nur etwa 12 Personen zu rechnen, vgl. Hinnerk Bruhns, Caesar und die römische Oberschicht in den Jahren 49–44 v. Chr. Untersuchungen zur Herrschaftsetablierung im Bürgerkrieg (Göttingen 1978) 26–30.

³¹ Caesars Amtszeit als Statthalter dreier Provinzen betrug ca. neunzehn Jahre, was ein absolutes Novum darstellte. Zum Privileg der zehn Tribunen von 52, das Caesar das Recht zugestand, sich *in absentia* zu bewerben (*Suet. Caes.* 26, 1, *Caes. civ.* 1, 9, 2; 32, 3), vgl. vor allem Klaus M. Girardet, Caesars Konsulatsplan für das Jahr 49: Gründe und Scheitern, in: *Chiron* 30 (2000) 679–710 (= *ders.*, Rom auf dem Weg von der Republik zum Prinzipat [wie Anm. 7] 121–158), der herausarbeitet, daß es der Sinn des Privilegs war, Caesar gerade deshalb, weil er 52 auf nicht absehbare Zeit durch den Vercingetorix-Aufstand in Gallien gebunden war, die Bewerbung noch vor Ablauf seiner Statthalterschaft zu ermöglichen, daß aber keineswegs vorgesehen war, Caesar zum Festhalten an der Statthalterschaft über das militärisch notwendige und durch die *lex Pompeia Licinia* von 55 garantierte Maß hinaus einzuladen. Zur Bedeutung des Privilegs für den Ausbruch des Bürgerkrieges vgl. auch Robert Morstein-Marx, Caesar's Alleged Fear of Prosecution and His *ratio absentis* in the Approach to the Civil War, in: *Historia* 56 (2007) 159–178.

potentiellen Nutznießers zählten. Aber die Lage war ja nicht so, daß eine solch harmlose Kalkulation hinreichend gewesen wäre. Daß das Risiko bestand, daß der Konflikt zu einem Bürgerkrieg führen würde, stand jedem klar vor Augen³², und daß Caesar ein großes und starkes Heer besaß³³, war ebenfalls unübersehbar. Es gab also gute Gründe, Deeskalation zu betreiben und vielleicht doch einzulenken, und das scheint ja auch die Haltung der Senatsmehrheit gewesen zu sein, die für die verführerischen Angebote Curios zu gewinnen war³⁴. Warum galt das nicht für Lentulus Crus und seine Mitstreiter³⁵?

Wenn man nach Antworten sucht, so ist zunächst einmal zu vermuten, daß sich die Caesargegner Hoffnungen auf den Sieg und die Vernichtung ihres Gegners machten. Möglicherweise waren sie durch das ostentativ zur Schau getragene Selbstbewußtsein ihres neuen Freundes Pompeius auch zu einer allzu optimistischen Einschätzung der militärischen Kräfteverhältnisse bewogen worden³⁶, vielleicht lag es auch den Angehörigen der senatorischen Führungsschicht von ihrer Sozialisation her nahe, eher die Siegchance als das Verlustrisiko wahrzunehmen und daher große Einsätze zu wagen³⁷, und die Sehnsucht, sich an ihrem Feind rächen zu können, dürfte ebenfalls ein wichtiges Motiv gewesen sein. Aber daß es ihnen tatsächlich vordringlich um die Rettung ihrer *res publica* ging, scheint mir unabweisbar zu sein. Sie konnten doch gar nicht umhin, die Folgen zu kalkulieren, die eintreten würden, wenn Caesar der reibungslose Übergang in ein zweites Consulat gelang. Man mußte davon ausgehen, daß er sich in diesem Consulat genauso

³² Vgl. etwa *Cael. ad Cic. fam.* 8, 14, 2f. (wohl Ende Juli 50 v. Chr.).

³³ Daß Caesar für diesen Einmarsch militärisch viel besser vorbereitet war, als er uns in seiner Selbstdarstellung glauben machen will, ist inzwischen allgemein anerkannt, vgl. vor allem *Hans-Martin Ottmer*, Die Rubikon-Legende. Untersuchungen zu Caesars und Pompeius' Strategie vor und nach Ausbruch des Bürgerkrieges (Boppard 1979) 19–22; 28–38; *Christopher T.H.R. Ehrhardt*, Crossing the Rubicon, in: *Antichthon* 29 (1995) 36–40; *G.R. Stanton*, Why Did Caesar Cross the Rubicon?, in: *Historia* 52 (2003) 67–94, bes. 82f.; *Ridley* (wie Anm. 4) 136; *Morstein-Marx* (wie Anm. 31) 175f.

³⁴ In einer denkwürdigen Senatssitzung vom 1. Dezember 50 gelang es dem caesarfreundlichen Volkstribunen C. Scribonius Curio, die Frage, ob sowohl Caesar als auch Pompeius ihre Kommanden niederlegen sollten, zur Abstimmung zu stellen, und der Senat votierte mit 370 Stimmen gegen 22 für diesen Vorschlag (*App. civ.* 2, 30 [119]; *Plut. Pomp.* 54, 4–8). Diese 370 Befürworter waren keineswegs alle Anhänger Caesars, sondern mehrheitlich zweifellos Männer, denen die Vermeidung des Bürgerkriegs vordringlich erschien und die dafür bereit waren, Caesar stark entgegen zu kommen. Vgl. dazu eingehend *Botermann* (wie Anm. 29) 70–78.

³⁵ Gerade bei Lentulus Crus, von dem erwartet wurde, er werde als Consul eher caesarfreundlich agieren (*Cic. Att.* 6, 8, 2 vom Oktober 50 v. Chr.), ist das schwer zu verstehen. Vgl. den Versuch, Hintergründe des Verhältnisses zu Caesar und der sehr negativen Darstellung, die Lentulus in Caesars Schrift über den Bürgerkrieg zuteil wird, besser nachvollziehbar zu machen, von *Léonie Hayne*, Caesar and Lentulus Crus, in: *AClass* 39 (1996) 72–76.

³⁶ Pompeius hatte wiederholt Selbstvertrauen gezeigt und Optimismus hinsichtlich seiner eigenen militärischen Möglichkeiten verbreitet (*Cic. Att.* 7, 8, 4; 13, 1f.; 16, 2; *Plut. Pomp.* 57, 1–9). Vgl. zu den möglichen Kalkulationen des Pompeius z.B. *Ridley* (wie Anm. 4) 130–140; 148–151.

³⁷ Vgl. dazu demnächst *Peter Scholz*, Den Vätern folgen. Die Erziehung zum *vir bonus*. Studien zu Habitus, Ethos und Ausbildung der republikanischen Senatsaristokratie (Frankfurt 2005, in Druckvorbereitung).

verhalten würde wie in seinem ersten, d. h. er würde freundlich seine Projekte vorstellen und mit jedermann diskutieren, nur grundlegend verändern oder gar zurückziehen würde er sie auch dann nicht, wenn es gewichtigen Widerstand geben sollte. Caesar hatte 59 unter Beweis gestellt, daß er die Kompromißbereitschaft in der Sache, ohne die das republikanische System nicht funktionieren konnte, nicht aufzubringen bereit war³⁸. Daß er seine Gesetze durchgedrückt hatte, ohne auf fehlende Senatsbeschlüsse und legale Einsprüche Rücksicht zu nehmen, war letztlich schon die *dominatio* gewesen, in der ein Mann durchführte, was er wollte³⁹. Und wie hätte man ihn jetzt hindern sollen? Er wäre zweifellos mit einer hinreichenden Menge an Veteranen zurückgekehrt, um die Versammlungs- und Abstimmungsplätze zu beherrschen, und zudem waren ihm viele Leute ohnehin schon verpflichtet. Nach einem solchen Consulat war es aber kaum zu erwarten, daß sich Caesar ins Privatleben zurückziehen würde oder sich als verdienter Consular im Senat mit den Routineangelegenheiten beschäftigen würde, und auch die Zulassung der Provinz Zypern hätte er wohl nicht als eine seiner Bedeutung angemessene Aufgabe akzeptiert. Das nächste große Kommando wäre fällig gewesen, entweder gegen die Parther oder gegen das Dakerreich des Burebista, jedenfalls irgendwo, wo sich eine über eine normale Statthalterschaft hinausgehende Ermächtigung rechtfertigen ließ. In dem fälligen Krieg wäre Caesar aber im Erfolgsfalle immer mächtiger geworden, und das ganze Spiel wäre von vorne losgegangen. Cicero schrieb 46, daß Caesars Machtstellung, wenn man ihm die Rückkehr nach Rom und das zweite Consulat ermöglicht hätte, zweifellos groß gewesen wäre, aber bei weitem nicht so groß, wie sie nach dem Sieg im Bürgerkrieg war⁴⁰. Das ist sicher richtig, doch diese große Machtstellung, die ohne Krieg drohte, war von der Dominanz eines Mannes nicht weit entfernt.

In der vorhin ausgebreiteten Terminologie läßt sich der Vorgang so ausdrücken: In der Lage von 50/49 war die Hartnäckigkeit der Caesargegner keineswegs ihre einzige Option, es existierten Alternativen. Aber gerade dann, wenn sie die Rettung der Republik ernst nahmen, war das Bestehen auf der Blockierung Caesars unverzichtbar, so daß die gewählte Option die naheliegende war.

³⁸ Caesar hatte 59 ein wohlüberlegtes Siedlungsgesetz im Senat vorgestellt und um Verbesserungsvorschläge gebeten, doch seine Gegner hatten jede Auseinandersetzung in der Sache abgelehnt, so daß er danach das Gesetz vor das Volk gebracht hatte (*Cass. Dio* 38, 2, 1-3, 3). *Raaflaub* (wie Anm. 29) 45f. betont die Qualität des Gesetzes und die engstirnige Verweigerungshaltung der Opposition, was dann die Konflikteskalation nach sich gezogen habe. Dem ist sicher zuzustimmen, doch weist *Raaflaub* a.O. 46 auch auf die Besonderheit in Caesars Verhalten hin: „Obviously, neither the political disasters of 59 nor the civil war would have come about if Caesar had done what any Roman senator was expected to do and normally did when he met determined resistance on the part of the senate's leadership – that is, to give in and accept failure.“.

³⁹ So kam es später unter Caesars Herrschaft; vgl. *Cic. fam.* 9, 15, 3; vgl. 4, 14, 1; dazu *Martin Jehne*, *Der Staat des Dictators Caesar* (Köln etc. 1987) 369f.; 444f.

⁴⁰ *Cic. fam.* 6, 5, 5: *nolo enim hunc de me optimo meritum* [sc. Caesar] *existimare ea me suasisse Pompeio, quibus ille si paruisset, esset hic quidem clarus in toga et princeps, sed tantas opes, quantas nunc habet, non haberet.*

Im Rom der 40er Jahre hätte sich ohne den Bürgerkrieg wohl noch keine Alleinherrschaft etabliert, aber eine *res publica* alten Typs mit den üblichen Handlungsfreiheiten und Machtbildungschancen für den engeren Zirkel der Senatoren hätte wohl auch nicht mehr bestanden. Aber selbst nach dem Ausbruch des Bürgerkriegs war ja die Monarchie keineswegs zwangsläufig. Damit ist weniger gemeint, daß Caesar hätte sterben können, womit sich sein ganzes Anliegen, das nur aus seinen persönlichen Ansprüchen bestand, in Luft aufgelöst hätte und seine Parteiung wohl auch, ebenso wenig daß Caesar hätte unterliegen können, was natürlich eine sehr reale Möglichkeit darstellte. Doch wie Cicero schon im Dezember 50 formulierte, drohte im Kriegsfall unabhängig vom Ausgang Tyrannis⁴¹, d. h. Cicero rechnete im Falle eines Sieges über Caesar mit einer dermaßen weiter gesteigerten Stellung des Pompeius, daß die *res publica* eine schwere Schlagseite erhalten hätte. Aber auch ohne die klare Kriegsentscheidung gab es noch ganz andere Optionen. Als Caesar 48 bei Pharsalos gesiegt hatte, traf er eine sehr bezeichnende Entscheidung: Er verfolgte mit wenigen Truppen und dann Schiffen den fliehenden Pompeius, nicht aber das Heer seiner Gegner, das er wohl weiter hätte schwächen oder vielleicht auch zum Überlaufen hätte veranlassen können. Seine eigene Begründung geht dahin, daß er glaubte, sich dem Pompeius an die Fersen heften zu müssen, damit dieser nicht erneut Truppen anwerben und den Krieg erneuern könne⁴². Das ist sicherlich ein wichtiges Argument, aber was hätte er mit Pompeius angefangen, wenn ihm dieser in die Hände gefallen wäre? Caesar hätte seinen ehemaligen Schwiegersohn wohl kaum einfach umbringen lassen können, wenn er nicht all seine *clementia*-Propaganda als Lüge entlarven wollte, und er hätte Pompeius auch nicht einfach wieder laufen lassen können⁴³, wenn denn die geäußerte Begründung für die Verfolgung irgendeine Bedeutung besaß. Es blieb eigentlich nur eine Option: Caesar hätte mit Pompeius ein Arrangement aushandeln müssen, das wieder auf eine Kooperation bei der Verwirklichung eigener Macht- und Prestigeinteressen hinausgelaufen wäre, jetzt aber mit Caesar in der eindeutig stärkeren Position⁴⁴. Caesar scheint also hier eine deutliche Alternative gesehen zu haben zur Niederwerfung seiner Gegner, und hätte sich diese realisiert, wäre nicht die Alleinherrschaft das Ergebnis gewesen, sondern eher ein Duumvirat. Doch von

⁴¹ Cic. Att. 7, 5, 4: *De re p. magis timeo; non enim boni, ut putantur, consentiunt. ... pace opus est; ex victoria cum multa mala tum certe tyrannus existet.*

⁴² Caes. civ. 3, 102, 1: *Caesar omnibus rebus relictis persequendum sibi Pompeium existimavit quascumque in partis se ex fuga recepisset, ne rursus copias comparare alias et bellum renovare postest ...*

⁴³ Was er ja mit den erstmals gefangen gesetzten Pompeianern zu tun pflegte, vgl. Cass. Dio 41, 62, 1-3; 44, 46, 4-7; Suet. Caes. 75, 2f., und dazu Martin Jehne, Caesars Bemühungen um die Reintegration der Pompeianer, in: Chiron 17 (1987) 313-341, hier 319f.

⁴⁴ Vgl. dazu schon Martin Jehne, Caesar und die Krise von 47 v. Chr., in: Gianpaolo Urso (Hg.), L'ultimo Cesare. Scritti riforme progetti poteri congiure, Atti del convegno internazionale, Cividale del Friuli, 16-18 settembre 1999 (Roma 2000) 151-173, hier 153; s. auch demnächst dens., Der Dictator und die Republik. Wurzeln, Formen und Perspektiven von Caesars Monarchie, in: Bernhard Linke, Mischa Meier, Meret Strothmann (Hgg.), Zwischen Monarchie und Republik (in Druckvorbereitung).

dem, was sich Cicero und andere unter der römischen *res publica* vorstellten, hätte man sich damit ganz erheblich entfernt. Die Entscheidung der Berater des ägyptischen Königs Ptolemaios XIII., Pompeius zu ermorden⁴⁵, bedeutete das Ende dieser Option und trug also indirekt zur Verengung auf die monarchische Lösung bei.

Wenn nun aber vor Ausbruch des Bürgerkriegs die Handlungen, die die Eskalation vorantrieben, tatsächlich die wahrscheinlichen waren, dann muß man sich fragen, wie es denn zu solchen konflikträchtigen Wahrscheinlichkeiten gekommen war. Optionsanalyse von der großen Katastrophe an rückwärts vorzunehmen, ist ein durchaus angemessenes Verfahren, wenn man den Prozeß nachvollziehen will, in dem sich Optionen vielleicht nicht eigentlich verengen, sondern eher stark hierarchisieren. Vom Bürgerkriegsausbruch 49 und der unmittelbaren Vorgeschichte wird man zunächst zu Caesars Consulat 59 und zum Zusammenschluß von Caesar, Pompeius und Crassus im Vorfeld zurückspringen. Schon 59 ließ sich Caesar von der Ablehnungshaltung des Senats nicht beeindrucken⁴⁶, und die vereinigten Machtmittel der drei sog. Triumvirn sorgten für eine Durchsetzung ihrer Kerninteressen auch in der Folgezeit, notfalls mit Gewalt. Caesar war dann auch der erste, der ein außerordentliches Kommando erhielt, ohne daß das Motiv der persönlichen Selbstverwirklichung und Machterweiterung durch ein ernsthaftes außenpolitisches Problem wenigstens bemäntelt war⁴⁷. Dieses Problem mußte Caesar dann erst erzeugen, worin er in Crassus einen Nachfolger fand⁴⁸. Daß die Konfrontation von 50/49 in den Verwerfungen von 59 und danach ihren Anfang nahm, ist denn auch nicht zu leugnen, so daß man die Entstehung tiefer Feindschaften zu Caesar und eine gewisse Ausprägung der Option, Caesar an einer erneuten Führung des Consulats zu hindern, hier angelegt sieht. Der historische Prozeß lief schon mit einer gewissen Folgerichtigkeit auf das Ende zu. Doch bereits vorher hatte die Senatsgruppierung die Konfrontation mit Pompeius betrieben, als man

⁴⁵ Vgl. zu den Ereignissen und Zusammenhängen *Heinz Heinen*, Rom und Ägypten von 51 bis 47 v. Chr. Untersuchungen zur Regierungszeit der siebten Kleopatra und des 13. Ptolemäers (Tübingen 1966) 60–68.

⁴⁶ S.o. Anm. 38.

⁴⁷ Caesar erhielt sein außerordentliches Kommando für fünf Jahre über die Provinzen Gallia Cisalpina und Illyricum. Im Hinterland von Illyricum entstand zwar mit dem Reich des Dakerkönigs Burebista ein formidabler Gegner für einen Feldzug, aber es ist nicht zu sehen, daß dort eine massive Bedrohungslage existierte, die eine solche Ermächtigung hätte rechtfertigen können. Vgl. zur Reichsbildung des Burebista, die 58 offenbar noch in den Anfängen steckte, *Gerhard Dobesch*, Zur Chronologie des Dakerkönigs Burebista, in: *Robert Göbl* (Hg.), Die Hexadrachmenprägung der Groß-Boier. Ablauf, Chronologie und historische Relevanz für Noricum und Nachbargebiete (Wien 1994) 51–68; zu den Interessen Caesars 59/8 vgl. *Ulrich Maier*, Caesars Feldzüge in Gallien (58–51 v. Chr.) in ihrem Zusammenhang mit der stadtrömischen Politik (Bonn 1978) 30–33; *Philipp-Stephan G. Freber*, Der hellenistische Osten und das Illyricum unter Caesar (Stuttgart 1993) 168; zur Bedeutung von Illyricum in Caesars letzten Feldzugsplänen 44 vgl. *Freber* ebd. 171–175; 182.

⁴⁸ Das Imperium gegen die Parther, das sich Crassus 55 für fünf Jahre übertragen ließ, und der danach eröffnete Krieg waren genauso wenig militärisch notwendig wie im Falle Caesars, vgl. dazu z.B. *Dieter Timpe*, Die Bedeutung der Schlacht von Carrhae, in: *Museum Helveticum* 19 (1962) 104–129, hier 106f.

ihn 62 nach seiner Rückkehr aus dem Osten für seine Eigenmächtigkeiten mit der Nicht-Ratifizierung seiner dortigen Verfügungen abstrafte und ihn so zu einer immer radikaleren Interessenpolitik zwang, die schließlich im Dreibund und in Caesars Consulat mündete⁴⁹. Schon vor Caesars Tabubruch 59 lag es also führenden Senatoren nahe, wenn irgend möglich mächtige Einzelpersonlichkeiten, deren Durchsetzungschancen sich eher auf den Anhang in den weiteren Oberschichten und den durch Kriege und Großzügigkeiten gewonnen Ruf bei der einfachen Bevölkerung gründete als auf die permanente Mühewaltung im Senat, zurückzustutzen und in ihren Wirkungsmöglichkeiten zu beschneiden.

Die strukturell vorhandenen Handlungsalternativen und die situativen Präferenzen mußten nun noch weiter nach hinten verfolgt werden, durch die 60er und 70er Jahre hindurch bis zu Sullas brutaler und radikaler Neuordnung, die von den Nutznießern seiner institutionellen Flurbereinigung, den führenden Senatoren, offenbar ohne großen Widerstand aufgegeben wurde, dann zurück bis zum Bundesgenossenkrieg und seinen Konsequenzen und weiter bis zu den Konflikten in den Tribunaten des Saturninus und denen der Gracchen. Über die im wesentlichen politischen Handlungsketten hinaus mußte man auch auf die Trends in Wirtschaft und Gesellschaft achten, die zwar nicht autonom verliefen, aber auch nicht im politischen Prozeß völlig aufgingen und möglicherweise ebenfalls einen gewissen Sog entfalteten. All das kann ich hier nicht tun, zudem ist eine gewisse Konzentration auf Caesars Rolle der Kern meines Themas. Darum soll zum Abschluß noch einmal das zentrale Problem der Alternativen Caesars in den Mittelpunkt gerückt werden. Die Frage lautet also: War Caesar das Maultier?

Als es der geniale Psychohistoriker Hari Seldon geschafft hatte, den Traum der Historiker zu verwirklichen und ihre Disziplin zu einer Wissenschaft zu machen, mit der sich die Zukunft einigermaßen wahrscheinlich vorausberechnen ließ, konnte er seine Erkenntnisse nicht mehr einfach nur publizieren, sondern er sah sich zum Handeln aufgerufen. Er prognostizierte, daß das intergalaktische Imperium mit seinem Zentrum in Trantor zum Untergang verdammt war und daß eine 100 000 Jahre dauernde Periode der Agonie mit Unterdrückung, Gewalt und zahllosen Opfern bis zur Restabilisierung einer neuen Ordnung bevorstand. Da sich der Untergang des Imperiums nicht verhindern und wesentlich aufhalten ließ – es befand sich in einem autonomen Niedergangsprozeß –, entwickelte er ein Konzept, mit dem sich die Schreckensperiode des Übergangs auf 1000 Jahre verkürzen ließ. Diesen 1000-Jahresplan, der eine massive Beschleunigung des Entwicklungstempos dieses historischen Prozesses bedeutete, setzte Hari Seldon ins Werk.

Was ich hier kurz zusammengefaßt habe, ist die Grundidee der bekannten Foundation-Trilogie von *Isaac Asimov*, einer Folge von sechs Science-Fiction-Stories, in denen die Wiederherstellung der Ordnung, die von dem neu besiedelten Randplaneten Terminus, der Foundation – ins Deutsche manchmal als Foundation, manch-

⁴⁹ Vgl. dazu z.B. *Christian Meier*, Pompeius' Rückkehr aus dem Mithridatischen Kriege und die Catilinarische Verschwörung, in: *Athenaeum* 50 (1962) 103–125.

mal als Gründung übersetzt –, ausging⁵⁰. Die in den spannenden Geschichten, die *Asimov* dann Jahrzehnte später noch um zwei Bände Fortsetzung und zwei Bände Vorgeschichte erweiterte⁵¹, enthaltenen Vorstellungen über den Zusammenhang von Reichsbildung und Ordnung sowie technischer Überlegenheit und Herrschaft sind sicherlich auch für den Zeitgeist der 1940er/50er Jahre ergiebig⁵², aber im vorliegenden Kontext interessiert mich vor allem, daß *Asimov* sein optimistisches Bild der Planbarkeit komplexer Prozesse um ein unplanbares Element erweitert hat: Der Zufall, der alles gefährdet, ist das sogenannte Maultier – the mule. Diese Figur *Asimovs* ist ein Mutant, der durch eine Laune der Natur dazu befähigt ist, Gedanken nicht nur zu lesen, sondern auch so zu manipulieren, daß das davon betroffene Lebewesen den auf diesem Wege gegebenen Anweisungen folgen muß. Das Maultier ergreift so die Macht in der Foundation und ist dabei, das ganze neu entstehende Reich in eine gnadenlose Autokratie umzuwandeln. Doch Hari Seldon wäre nicht ein so guter Psychohistoriker gewesen, wenn er nicht für den Fall des völlig Unvorhersehbaren eine Sicherung seines Planes eingebaut hätte.

War also Caesar das absolut Unvorhersehbare, ja für jedes Handeln Unverfügbare, der extreme Außenseiter, der jede soziale Normalität sprengte und daher aus rein egoistischen Motiven den Untergang herbeiführte? Die Zuspitzung bei *Klaus Girardet* vermittelt diesen Eindruck der Asozialität Caesars⁵³, und in der Tat wäre damit das Ende der Republik ein Zufall, der wie eine Naturkatastrophe über die handelnden Personen und Gruppen hereingebrochen wäre. Doch stimmt diese Reduzierung der Perspektive auf eine einzelne Person schon grundsätzlich skeptisch⁵⁴. Zudem diene die intensive Beschäftigung *Christian Meiers* mit Caesar wesentlich der Historisierung dieser Persönlichkeit, nachdem man lange diagnostiziert hatte, Caesar falle aus seiner Zeit heraus⁵⁵. Gerade *Meier* ist ja durchaus offen

⁵⁰ *Isaac Asimov*, *Der Tausendjahresplan* (1951) (München 1979); *ders.*, *Der galaktische General* (1952) (München 1979); *ders.*, *Alle Wege führen nach Trantor* (1953) (München 1979).

⁵¹ Die Fortsetzungen: *Isaac Asimov*, *Auf der Suche nach der Erde* (1982) (München 1984); *ders.*, *Die Rückkehr zur Erde* (1986) (München 1988). Die Vorgeschichte: *ders.*, *Die Rettung des Imperiums* (1988) (München 1990); *ders.*, *Das Foundation-Projekt* (1991) (München 2004).

⁵² Vgl. dazu die anregende Untersuchung von *Michael Salewski*, *Zeitgeist und Zeitmaschine. Science Fiction und Geschichte* (München 1986), der die Ansicht vertritt, die Science Fiction-Literatur repräsentiere nicht nur den Zeitgeist bezüglich technischer und sozialer Entwicklungen, sondern sie sei der Zeitgeist, da sie durch die Massengeschmacksorientierung des Trivialgenres und die damit einhergehende Fixierung auf kommerziellen Erfolg die aufkommenden Trends sofort und ungefiltert aufnehme. Doch sollte man nicht ganz außer Acht lassen, daß jedes Medium auf die ver- oder übermittelten Inhalte einwirkt. Dennoch ist klar, daß man mit der Science Fiction-Literatur herrschende Tendenzen und verbreitete Einschätzungen und Erwartungen gerade über die Rolle der Technik und die Ordnung der Welt bestens zu fassen bekommt.

⁵³ Vgl. *Girardet* (wie Anm. 25) 231–235; *ders.* (wie Anm. 7) *passim*.

⁵⁴ Vgl. die Kritik von *Jürgen Deininger*, *Zur Kontroverse über die Lebensfähigkeit der Republik in Rom*, in: *Peter Kneißl, Volker Losemann* (Hgg.), *Imperium Romanum. Studien zu Geschichte und Rezeption*, Festschrift für Karl Christ zum 75. Geburtstag (Stuttgart 1998) 123–136, bes. 133.

⁵⁵ Lange Zeit nahm man an, Caesar sei seiner Zeit voraus gewesen, *Hermann Strasburger*, *Caesar im Urteil seiner Zeitgenossen* (1953) (Darmstadt 1968) 52 dagegen sah in ihm einen Vertreter uralter Adelsagonistik, so daß Caesar seiner Zeit in gewisser Weise hinterher war. Vgl. zu diesen

für Besonderheiten Caesars, seine zentrale Kategorie zur Erfassung dieser Figur ist das Außenseitertum⁵⁶, das eine gewisse Abweichung von der Norm impliziert, aber nicht unbedingt deren Ignorierung. Caesar war zweifellos jemand, der die Devianzspielräume, die der römischen Oberschicht strukturell zur Verfügung standen, in hohem Maße ausschöpfte, aber daß diese Devianzspielräume sich im letzten Jahrhundert der Republik erweiterten, war nicht wirklich seine Schuld.

Selbst wenn man der Ansicht zuneigt, daß ein anderer als Caesar zur Verwirklichung seiner Ansprüche vielleicht doch nicht bis zum Bürgerkrieg gegangen wäre⁵⁷, bleibt die wesentliche Frage am Ende, ob eine andere Entscheidung Caesars bzw. ein Fehlen der Persönlichkeit Caesar das lange Fortbestehen der Republik bedeutet hätte⁵⁸. Beide Alternativen hätten meiner Auffassung nach keine Aussicht auf Restabilisierung eröffnet. Wenn man sich eine Republik ohne Caesar oder mit einem auf bescheidenem Niveau reintegrierten Caesar oder mit einem schnell besieigten Caesar vorstellt, dann bleiben genügend strukturelle und letztlich systemimmanent unlösbare Probleme übrig, deren Kumulation sich kaum aufhalten ließ. In der Zeit der Republik hatten überhaupt nur die Oberschichten, intensiver nur die senatorische Führungsschicht, ein tieferliegendes Interesse an der Erhaltung der *res publica* in ihrer überkommenen Ordnungsform⁵⁹. Aber die Macht lag inzwischen in dem riesigen Reich, und ein Mann wie Pompeius hatte sich davon so viel gesichert, daß er seine Standesgenossen weit überragte. Das enorme Vermögen, das er dabei erwarb, konnte er in gewissem Umfang in der rö-

vorwärtsgewandten und rückwärtsgewandten Utopien und *Christian Meiers* Überwindungsbe-mühungen (*Meier*, Caesars Bürgerkrieg [wie Anm. 24] 75; 126; *dens.*, Ohnmacht [wie Anm. 24] 49; 89; *dens.* [wie Anm. 14] 435) *Martin Jehne*, Christian Meier und Iulius Caesar, oder: Das Faszino-sum des Außenseiters, in: *Monika Bernett, Wilfried Nippel, Aloys Winterling* (Hgg.), Christian Meier zur Diskussion. Autorenkolloquium am Zentrum für Interdisziplinäre Forschung an der Universität Bielefeld (Stuttgart 2008) 201–217, bes. 206f.; 212.

⁵⁶ Vgl. *Christian Meier*, Vor der Schwierigkeit, ein Leben zu erzählen. Zum Projekt einer Caesar-Biographie, in: *Jürgen Kocka, Thomas Nipperdey* (Hgg.), Theorie und Erzählung in der Geschichte (München 1979) 229–258, hier 238; 253; *dens.* (wie Anm. 14) 25; 173f.; 431–436; dazu *Jehne*, Christian Meier (wie Anm. 55) 216f.

⁵⁷ Vgl. auch schon *Jehne* (wie Anm. 3) 48.

⁵⁸ Ein Gedankenexperiment dieser Art gestaltet in spannender und literarisch sehr ansprechender Weise *Stephen Fry*, Geschichte machen (1996) (Zürich 1997). Hier tun sich ein theoretischer Physiker, der eine Methode entdeckt hat, wie man die Vergangenheit auf dem Computer sichtbar machen und in sie korrigierend eingreifen kann, und ein Historiker, der über Hitlers Kindheit und Jugend arbeitet, in der Absicht zusammen, durch einen kleinen Eingriff dafür zu sorgen, daß das Individuum Hitler nie geboren wird. Der Eingriff gelingt – doch plötzlich erwacht man in einer Welt, die noch viel schlimmer ist, da ein geschickterer und in seinen Expansionsgelüsten realistischer deutscher Diktator Europa beherrscht und sich die USA, als noch leidlich unabhängige Macht, unter dem deutsch-europäischen Druck in Richtung auf einen Überwachungsstaat entwickelt haben.

⁵⁹ Zur Fehlkalkulation der Caesarmörder, die ganz selbstverständlich ihr eigenes Interesse an der Beendigung der Alleinherrschaft auch bei der breiteren Bevölkerung voraussetzten, vgl. *Martin Jehne*, Die Ermordung des Dictators Caesar und das Ende der römischen Republik, in: *Uwe Schultz* (Hg.), Große Verschwörungen. Staatsstreich und Tyrannensturz von der Antike bis zur Gegenwart (München 1998) 45f.

mischen Politik einsetzen⁶⁰, nicht aber die enormen Anhängerschaften, die auf ihn ausgerichtet waren⁶¹. War es wirklich wahrscheinlich, daß sich ein solcher Mann in Rom als ein Senator wie alle anderen in die Standesdisziplin einreichte? Die Handlungsoptionen, die ihm zur Verfügung standen, wiesen ihm den Weg, sich weitere Gelegenheiten zu verschaffen, Großtaten zu vollbringen, und im Erfolgsfalle wurde das Mißverhältnis zwischen Prestige, Geld und Einfluß im Reich einerseits und dem Systemerhaltungsgrundsatz, daß niemand zu mächtig werden dürfe, immer massiver. Entsprechend wurde Pompeius dann ja auch durch neue ehrenvolle Aufgaben zufrieden gestellt, wie die Getreideversorgung, die Provinzen in Spanien, das Consulat ohne Kollegen⁶². Daß es darüber nicht zu massiven Konflikten und einer finalen Auseinandersetzung kam, liegt doch wesentlich an der drohenden Figur Caesars. Ohne dieses größere Übel hätte sich der Konflikt von 62, als man Pompeius zu beschränken suchte, wohl intensiv fortgesetzt. Aus der unangenehmen Situation nach der Rückkehr aus dem Osten hatte sich Pompeius zu befreien gewußt, indem er sich mit Caesar verbündete – sollte so etwas nicht wieder geschehen können? Selbst dann, wenn man der Ebene der handelnden Persönlichkeiten eng verhaftet bleibt, sieht man also die Republik auf ihr Ende zutreiben, ohne daß Caesar darauf mehr Einfluß nahm als den Niedergang zu beschleunigen.

Christian Meier diagnostiziert für Caesars Herrschaft, die aus dem Bürgerkrieg hervorging, ein grandioses Scheitern, dem sich Caesar am Ende durch die Flucht in den Krieg entziehen wollte: „Es war ein ziemlich gerader Weg, der vom Übergang über den Rubicon zum Plan des Partherkrieges führte; der Weg des größten römischen Aristokraten, dessen Glanz so strahlend war, gerade weil er zu der dunklen Welt, in der er lebte, in einen Konflikt geraten war, welcher sich endlich – und nicht gerade wider die Wahrscheinlichkeit – nur mit Waffen austragen ließ und der dann letztlich immer größer und schwerer wurde, je mehr Caesar es mit dieser Welt zu tun hatte. So war es denn schließlich nicht nur ein Betriebsunfall, wenn sich eine Gruppe von Verschwörern zusammentat, die Caesar am 15. März, drei Tage, bevor er hatte in den Partherkrieg aufbrechen wollen, als Tyrannen ermordete. Warum allerdings die Geschichte uns den Gefallen tut, so reimbar abzulaufen, das muß hier offenbleiben.“⁶³ Wie *Meier* andeutet, ist der Bürgerkrieg, dem er eine gewisse Wahrscheinlichkeit zuspricht, eben auch kein Betriebsunfall gewesen, also nicht nur eine unglückliche Verkettung von Zufällen. Sein Gegenbegriff, die Reim-

⁶⁰ Zum Reichtum des Pompeius knapp *Ernst Badian*, Römischer Imperialismus in der Späten Republik (1968) (Stuttgart 1980) 115–117, der auch mit dem Mythos aufräumt, Crassus sei der reichste Mann Roms gewesen: Mit den finanziellen Ressourcen des Pompeius nach der Rückkehr aus dem Osten konnte Crassus nicht konkurrieren.

⁶¹ Zu den auswärtigen Clientelen des Pompeius *Ernst Badian*, Foreign Clientelae (264–70 B.C.) (Oxford 1958) 252–284.

⁶² Vgl. zu den Aufgaben und Kommandogewalten des Pompeius *Klaus M. Girardet*, Imperia und provinciae des Pompeius 82 bis 48 v. Chr., in: Chiron 31 (2001) 153–209, hier 187–200 (= *ders.*, Rom auf dem Weg von der Republik zum Prinzipat [wie Anm. 7] 1–67, hier 41–56).

⁶³ *Christian Meier*, Caesars Bürgerkrieg (wie Anm. 24) 142.

barkeit der Geschichte, ließe sich mit leichter Anstrengung als die Entwicklungsrichtung eines autonomen Prozesses beschreiben. Was in der Richtung des Prozesses liegt, hat für uns Historiker eine gewisse Logik und jedenfalls keinen Überraschungscharakter. Meine Differenz zu *Meier* besteht darin, daß ich die Ermordung Caesars eher für einen Betriebsunfall halte und die Reimbarkeit der Geschichte für das Ende der Republik reservieren würde, doch dies zu begründen wäre ein anderes Thema.